

Kulturkolumne

Betrachten und Sehen – Zuhören ins Hören

In ihrem Buch mit dem schlichten und doch in vielerlei Hinsicht oft sich widersprechenden Assoziationen freisetzenden Titel »Picasso« schreibt Gertrude Stein (– wer war doch gleich Gertrude Stein? Lassen wir diese Alt-Personalie der Literatur hier einfach beiseite, um nicht für konstruktive Verwirrung zu sorgen – Gertrude Stein, die US-amerikanische Schriftstellerin und Mutter aller Avantgardichter*innen schreibt also in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts):

»Als Picasso neunzehn Jahre alt war, kam er nach Paris, und hier geriet er – das war im Jahr 1900 – in einen Kreis von Malern, die alles, was sie konnten, dadurch gelernt hatten, dass sie die Dinge sahen, die sie betrachteten. Von Seurat bis Courbet schauten sie alle mit den Augen, und da Seurats Augen angesichts dessen, was sie wahrnahmen, zu zittern begannen, zweifelte er allmählich, ob er beim Schauen sehen könne.«

Gute Frage, dieser Zweifel. Wenn ich diese Erkenntnis nun noch ins Hören übersetze, dann könnte ich in etwa sagen: Zweifeln, ob wir beim Zuhören wirklich hören. Und was verstehen wir, wenn wir mit den Augen (und Ohren) Dinge und Worte aufgreifen, um zu begreifen? Ach, das schöne Spiel, das schön-ernste Spiel mit den Wörtern und deren Bedeutungen; den Wortschnitten, Wortweiterungen, Wort(er)findungen...

Es ist mir in den letzten Wochen so viel an Unerwartetem

begegnet – oder sollte ich doch lieber schreiben – ich bin derart vielen »Dingen« begegnet, auch in Sprache, die für mich vollkommen neu, weil anders waren. Mein Rucksack der Bild-Betrachtungen und der Geheimkoffer meines inneren Aufnahmegeräts ins Nachhören sind dermaßen satt gefüllt, dass es mir schwerfällt, eine Auswahl ins Wesentliche zu treffen. Von dem, was sich in den offenen Kammern meiner Seele abspielt, ganz zu schweigen.

Alles, aber wirklich alles, was ich gestreift, berührt, erfahren habe, alles könnte Text werden. Frei nach dem Motto »ein Füller der wilder und wilder werden kann« (Gertrude Stein). So wild, dass er vielleicht nur noch kleckst und dreckst, weil die Fülle, ja die Fülle... und was es zu füllen gilt, weil wir ja alle keine Erfüllungsgelhilfen werden wollen.

Nur noch elf Jahre

So verstehe ich die Aussage eines Schriftstellers, der dieser Tage bei einem Vortrag in Stuttgart mitteilte, dass er längst schon an seinem neuen Roman hätte arbeiten wollen. Aber die Herausforderung aufzustehen, und etwas gegen die sich anbahnende Katastrophe angesichts des Klimawandels hindere ihn daran, so dass er jetzt nur mehr noch Vorträge hielte, fast nur noch Vorträge hielte, weil wir »noch elf Jahre Zeit haben!«. So die Zahl, die er in den Raum warf. Nein, nicht in den Raum warf, eher in den Raum zitterte.

Ich war bei diesen Sätzen hellhörig geworden, überprüfte mein überschaubares Handeln allein in den letzten Wochen und sinnierte nach (betrachtete) – wie eine Inventur – meine Reisen: Berlin (eine Buchpräsentation am Wannsee); Palma de Mallorca (Internationale Poesiefestival »La Mediterrànea«); Münster (Lyrikertreffen); Bonn (Abendessen mit dem Bundespräsidenten); Dillingen (Lehrer*innenfortbildung); Marbach (Tagung auf der Schillerhöhe im Deutschen Literaturarchiv); Stuttgart... Innsbruck... Frankfurt... dazwischen immer wieder Hausach... und und und).

Wie viel Reisen darf sein in Anbetracht der Hiobsmeldungen – auch für Schriftsteller*innen? Und wo bleibt die Zeit, zu sehen, was man tut. Auf den Punkt gebracht: Was ich tue bei der Betrachtung der Fülle? Die Fragen häufen sich, die Antworten fallen eher schwammig aus.

In Berlin hatten mich die Gedanken der Herkunft, Gegenwart und Zukunft beschäftigt. Auf Mallorca war mit all den Dichter*innen, die aus der ganzen Welt angereist waren, die Vielfalt der Sprachen und Kulturen ein präsentest Thema. Von katalanischen, baskischen und galizischen Unabhängigkeitswünschen oder südafrikanischer Wirklichkeit alleinerziehender Frauen. In Münster lugten literarische Experimente ins Alltägliche des Lebens. Neue Musik und heutige Dichtung; beim Bundespräsidenten waren Demo-

kratien und Bildung ein grundsätzlicher Teil des Gesprächs. Die Lehrer*innen in Dillingen wollten Rezepte für den Deutschunterricht für Geflüchtete. In Marbach mutierten Originalbriefe Rilkes zur Lehrstunde in Formulierungskunst; in Stuttgart tauchten Begriffe auf, die das Fürchten lehren: »mind design« und »post-it-Kultur«.



Von José F.A. Oliver.

Foto: Ulrich Marx

Oh, wilder Füller, wie viel Zeit der Betrachtung lässt Du mir? Wie viel lasse ich Dir? Ich habe auf jeden Fall beschlossen, mir jeden Tag einen Brief zu schreiben. Meine Auszeit in die Neuzeit. Vielleicht hilft mir der Füller Gertrude Steins dazu. Vielleicht die Briefe Rilkes oder die angsteinflößende Prognose noch »elf Jahre«. Guten Morgen, heißt auf Baskisch »Egun on«. Den wünsche ich Ihnen und ein paar Minuten für Sie selbst und Ihre Reisen ins Innere.

Vielleicht schreiben Sie sich einfach einen Brief oder, wenn es zeitlich knapp sein sollte, genügt vielleicht auch eine Postkarte: »Bin jetzt bei mir angekommen. Eine geheimnisvolle Landschaft, die mich immer wieder innehalten lässt. Ich entdecke und staune... Liebe Grüße!«